

Ausstellung „Hochstand“: Paul Mayer

Buch „Do you perhaps realize that I exist“ von Edwin Dickman

„Das letzte Loch, Teil 3“: Julia Lwowski, Gina Lisa Maiwald, Marcus Rehberger

Galerina Steiner 5.5.2017

Liebe Künstlerinnen und Künstler,

liebe Gäste des heutigen Abends,

eines Abends, der im Zeichen eines „Tripple“ steht, wie es anscheinend im Galerien-Sprech und infolgedessen in der Einladung heißt: Drei auf den ersten Blick ganz unterschiedliche Formate – die Ausstellung von Fotografien, eine Buchpräsentation und eine Performance. Vielleicht kennt jemand das Phänomen: man sieht im eigenen Bücherregal drei Titel vom Zufall nebeneinander gestellt, und fängt unwillkürlich an, nach einer unterschweligen Verwandtschaft zwischen allen dreien zu suchen. Um sie dann auch wirklich zu finden. Für Esoteriker ist das sowieso kein Problem, weil sie die ganze Welt von okkulten Verbindungslinien durchzogen sehen, und der Zufall gar nicht existiert. Profane Kulturhistoriker hingegen sollten zumindest zögern, künstlerisch-individuelle Voraussetzungslosigkeit wie ein Mann vom Ordnungsamt der Kulturen ins eigene Visier zu bannen.

Um solches „Eräugtwerden“ zu verhindern, ist nämlich zum Beispiel der Hochstand, Hochsitz, Ansitz, wie Sie wollen, erfunden worden. Woher habe ich dieses gespreizte Wort „Eräugtwerden“? Aus dem 1913 erschienenen Handbuch „Das deutsche Waidwerk“ des Jägermeisters Ferdinand von Raesfeld. Er gibt dem Hochsitz vor dem sogenannten Jagd-Schirm oder gar dem Schieß-Loch den Vorzug, weil „er...den Jäger von der jeweiligen Windrichtung weitgehend unabhängig macht, weil seine Wittrung sich in Luftschichten aufhält, die über das Wild hinwegstreichen ...Er bietet ferner die Annehmlichkeiten weiterer Umschau und ist im Sommer in Gegenden, in denen viele Mücken hausen, ein weit angenehmerer Aufenthalt für den Waidmann...Denn diese Plagegeister sind in luftiger Höhe weniger lästig als tiefer unten“. Schreibt Raesfeld. Die komfortablere Erreichbarkeit des Flachmanns lässt der kaiserzeitliche Jagdtheoretiker natürlich unerwähnt. Wahrscheinlich

nicht weil er flach ist und also die vertikale Seinsform des Hochstandes kompromittiert, sondern weil nichts die Aufmerksamkeit des ergebnisorientierten Jägers vernebeln darf.

Der Hochstand, enthoben jenen eben zitierten Mücken wie zugleich den Plagegeistern der Zivilisation insgesamt, ist ein sehr zentraleuropäisches Jagd-Ideal – und als solches Teil der Kulturgeschichte. Zentraleuropäisch sage ich jetzt anstatt „deutsch“ nur ausnahmsweise, nämlich im vermutlich kurzen Zeitfenster der Leitkulturdebatte, denn Wald, Jagd und Hochstand müssten ehrlicherweise ganz weit oben im Leitkultur-Ranking stehen. Denn der erhabene Ansitz, die Jägereinsamkeitsgarantie, ist eine durch und durch kulturspezifische einheimische Eigenart. Sie widerspricht der westeuropäisch noch vorherrschenden Geselligkeitsjagd – ob in den fortwirkenden aristokratischen Parforce- und Treibjagden oder der Sonntagsballerei auf alles, was sich in Wald und Flur bewegt. In Frankreich oder Italien etwa ist der Hochstand die Ausnahme und nicht die Regel.

Immer ist der Hochstand auf den Wald bezogen. Und der Wald ist, spätestens seit dem 19. Jahrhundert nirgendwo so kulturessentiell aufgeladen wie hierzulande. Eine Art deutscher Holzweg in die Moderne: Der Wald als Gegenentwurf zur Zivilisation, die ihm in Gestalt der Landwirtschaft zu Leibe rückt, obwohl dieses Bild zu keinem Zeitpunkt stimmte. Wer sich in der frühen Neuzeit durch den Wald bewegte, wäre dort weniger Wildschwein, Reh und Hirsch begegnet als vielmehr weidenden Rindern, Schafen und Hausschweinen, Waldhonig sammelnden Zeidlern und Holzkohle röstenden Köhlern. In keinem Museum wird Ihnen je ein Jagdgenre oder Landschaftsbild begegnen, das diesem Umstand Rechnung trüge. Das eigentliche Jagdrevier zu Barockzeiten war ein nicht selten kunstvoll eingehegtes „Theatrum“ der fürstlichen Repräsentation, für ein mit hunderten von Helfern inszeniertes Massaker und am Ende ein höchst zeremonielles ja performatives Präsentieren der Strecke. Wobei die Frage, wer dem Fürsten Gehörn, Geläuf oder Gescheide darreichen durfte durch höfische Rangordnung streng reglementiert wurde. Distinktion ist der Schlüssel aller Jägerei jenseits des Proteinerwerbs. Das Hochwild dem Aristokraten, das Niederwild Bauern und Bürgern – alles eine Sache des Standesbewusstseins. Und der Hochstand ist dessen Ultimatum, der Stand jenseits aller Stände, individuell-versingelt, also modern, verpflichtet nur noch der Gesellschaft der Bäume, also romantisch.

Der Hochstand ist demnach in einem merkwürdigen Grenzbezirk angesiedelt zwischen Natur und Menschenwerk, zwischen belebt und unbelebt. Das zeigen die Fotografien von Paul Mayer suggestiv schön. Die eigenwillige Geometrie der Hochsitze verweigert sich der Ornamentik der Ackerfurchen, welche die Maschinen mit Präzision in den Boden gezirkt haben. *Fragil* wirken die Hochstände neben Windrädern und Strommasten, *monumental* im freien Feld, *verlegen weggeduckt* neben Bäumen, deren Überlegenheit sie anstandslos anerkennen. Etwas Unheimliches, ein Hauch des Todes umgibt sie. Gar nicht ihres Zweckes wegen, eher wegen ihrer Verlassenheit, vor allem aber weil sie ja den Anschein erwecken sollen, dass die Natur sie bald resorbiert: aus Waldholz roh gezimmert, zu Totholz bald wieder werdend. Hochstände sind Orte der leeren Zeit des Wartens und daher einer Ahnung der Vergänglichkeit. Liebend gern wüssten wir, was der Jäger dort oben wartend vor sich hindenkt, aber das ist so geheim wie die Geheimnisse einer Freimaurerloge, die vor allem in der Abwesenheit eben irgendeines Geheimnisses bestehen.

Eben dieses Warten ohne Zeitvertreibschance ist vermutlich der Ursprung einer metaphysischen Anstrengung, des eigentümlichen Todes-Eros, der die Jäger-Literatur durchzieht: die Autosuggestion eines stillen Einvernehmens, einer *Unio mystica* mit dem Jagdtier, das jetzt gleich – wie es in der Waidmannssprache heißt „angesprochen“ wird. Dieses stumme „Ansprechen“ können wir uns in der Alltagssprache jener meist jüngeren Halb-Vegetarier, die es angeblich scharenweise zum Jagdschein drängt, etwa so vorstellen: „Du, das war jetzt echt was ganz Besonderes zwischen uns“ – und Peng. Der mit Todesfolge angesprochene Rehbock wiederum mag nicht zum erstenmal ein Menschenbauwerk gesehen haben, aber der Hochstand war sicher sein letztes.

Vom Hochstand zur Beziehungsebene ist es also ein kleinerer Schritt, als man denkt. Das lernen wir auch aus dem Bilderbuch „Do you perhaps realize that I exist“ von Edwin Dickman. Auch hier wird scharf „angesprochen“ und – mit Worten – scharf geschossen. Ist das, was hier zwischen zwei Eheleuten geschieht, ein ehrenhaftes Duell, ein regelloses Hauen und Stechen oder die einseitige Jagd auf ein ebenso scheues wie denkbar edles Wild – nämlich auf niemand anderen als Edwin Dickman? Da führt uns möglicherweise ein Blatt aus seinem Buch an der Nase herum, denn es zeigt nichts anderes als – einen Hochstand! Allerdings wäre es einer, auf den sich in Umkehr gewohnter Verhältnisse in diesem Fall das

Wild geflüchtet hat. Oder sieht sich hier jemand eher in der Tradition der frühchristlichen Säulenasketen des Orients, der weltentrückten Styliten? Eine Assoziation von Hochstand und Säulenheiligen, die übrigens das Vorwort zu Paul Mayers Katalog von Rolf Sachsse auch schon angedeutet hat. Aber Hand aufs Herz – Edwin würden wir weder Askese, noch Weltentrücktheit, noch Opfertum so richtig abkaufen. Vielmehr sind jene kleinen zeichnerischen Momentaufnahmen in diesem hochmoralischen Ehespiegel immer voller Selbstironie, ganz ohne Larmoyanz und versehen zuweilen mit kokett zerknirschter Einsicht. Die wir dem Künstler gar nicht zugetraut hätten...

Jetzt fehlt noch der Schlusssatz, der zur Performance „Das letzte Loch“ überleitet. Von der Performance glauben wir, in Erinnerung an manches theaterblutige Ritual aus derselben Werkstatt zu wissen, dass uns jedenfalls eines nicht erwartet: eine Idylle. Aber eines ist gewiss, und das *ist* jetzt der Schlusssatz: Das letzte Loch findet sich immer im Fell des Gejagten, nie des Jägers.

Bodo-Michael Baumunk